Die Deborah.

Eine deutsch-amerikanische Monatsschrift zur Förderung jüdischer Interessen in Gemeinde, Schule und Haus.

Herausgegeben von einem Vereine jüdischer Schriftsteller.—Als Wochenschrift begründet 1855, von Isaac M. Wise.

Preis: Inland ....$1.00 per Jahr.
Preis: Ausland .....$1 20 per Jahr.

דרכי נפשי עז
Vorwärts, meine Seele, Vorwärts mit Macht!

Sämmtliche Beiträge und Zuschriften für die Redaktion sind zu adressiren an:
Prof. G. Deutsch, Hyde Park, Cincinnati, O.
Geschäftliche Mittheilungen an: THE RAZALL COMPANY, Cincinnati, O

Neue Folge.—2. Jahrgang. 1. März 1902. — Heft 3.

Literaturbericht.

Von **G. Deutsch.**

Die jüdische Literaturgesellschaft (Jewish Publication Society) hat einmal einen glücklichen Griff gethan und je seltener wir zu unserem Bedauern das auszusprechen in der Lage sind, um so freudiger wird ihr diesmal der Tribut gewährt. Das Werk, dessen Erscheinen uns so zu enthusiastischem Lobe begeistert, ist ein Bändchen Ghetto-Skizzen von der jugendlichen Schriftstellerin Martha Wolfenstein.*) Fräulein Wolfenstein ist die Tochter des allgemein verehrten, in seinem Fache als Erzieher hervorragenden Direktors des Clevelander jüdischen Waisenhauses Samuel Wolfenstein. Was sie in ihrem Buche bietet, sind Skizzen aus dem mährischen Ghettoleben, wie sie es aus den Erzählungen ihres Vaters, der aus Groß Meseritsch in Mähren gebürtig ist, kennen gelernt hat. Der Geburtsort Dr. Wolfensteins ist offenbar hinter dem Maritz zu suchen, in welchem sich unsere Erzählung abspielt. Die Erzählung ist einfach. Marjem, eine schlichte, alte Frau von guter Familie, aber durch ihre Verarmung gezwungen, sich ihr Brod kümmerlich als Kuchenbäckerin und Scholetsetzerin zu erwerben, faßt eine besondere Neigung zu ihrem Enkel Schimmele, dem Sohne ihres auf einem Dorfe lebenden Sohnes Schlome. Schimmele hat ihre Liebe

*) Idyls of the Gass. By Martha Wolfenstein, Philadelphia, 1901.

durch seine großartige Leistung beim Benschen, als er vier Jahre alt war, erworben. Die Großmutter ist überzeugt, daß aus dem Knaben ein Genie werden müsse und darum nimmt sie ihn zu sich nach der K'hille, wo er bessere Gelegenheit zur Fortbildung hat. Er macht auch reizende Fortschritte, die die Großmutter in ihrem Glauben, daß der Junge einmal Prager Oberrabbiner werden müsse, bestärken und dem Leser viele Freude machen. Da bricht eine Judenverfolgung aus, welcher die Großmutter und ihr zweiter Sohn, der blinde Josef, zum Opfer fallen. So steht hinter dem eigentlichen Helden der Erzählung ein Fragezeichen, das uns einigermaßen enttäuscht. Wir wollen doch gar zu gerne wissen, was aus dem jungen Manne werden wird. Dem Ideale der Großmutter wird er nicht gerecht werden. Das steht fest, denn bereits als sechsjähriger Knabe thut er sehr verfängliche Fragen, welche die Großmutter nur mit zärtlichen Scheltworten beantworte kann. Er glaubt auch nicht mehr daran, daß die Geister in der Synagoge während der Nacht ihr Unwesen treiben, bis sie der Schammes mit seinen drei Hammerschlägen verscheucht, denn er hat sich selbst davon überzeugt, daß sie ihm nichts zuleide thaten, als er, ohne die drei Schläge gethan zu haben, dort eintrat. Den schwersten Stoß erleidet des jungen Zweiflers Gläubigkeit, als er sieht, daß in dem Dorfe seines Vaters der Kohen, auf dessen Segen man sich so gefreut hat, beim Segnen, da er sich unbeachtet glaubt, weil nach herrschendem Aberglauben der Geist Gottes auf seinen Händen ruht, und man zu ihnen nicht aufschauen darf, die gute Gelegenheit benutzt, um nach den auf einem Brette liegenden Käsen zu langen. Schimmele, der einzige, der den Muth hatte, der „Schechina" in die Augen zu sehen, ruft entrüstet: Die Schechina ganeft die Käselech. Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß man in Maritz, soweit ich die Gegend kenne, nicht „ganewn," sondern "ganwenen," daher „ganwent" sagen würde.

Die trefflichen Situationsbilder machen die Stärke des Buches. Sie sind mit einer Wärme und Naturtreue geschildert, die sowohl dem poetischen Talente der Verfasserin als ihrer Kunst, sich in ein ihr räumlich und zeitlich fernliegendes Kulturgebiet hineinzuleben, alle Ehre machen. Köstlich ist znm Beispiel die Klatschstunde bei der alten Marjem, wenn die Nachbarin wissen will, warum Jantel heute in Schul' war, warum man in diesem oder jenem Hause Küchel bestellt hat, wie dann gleich Ehenprojekte ausgesonnen werden, welche in dem engen Kreise des Ghetto das Hauptereigniß sind. Ebenso ist mit großer Naturtreue der grenzenlose Ehrgeiz der Leute geschildert, denen nichts so wehe thut, als der Gedanke, von Anderen bemitleidet zu werden, wie zum Beispiel eine Familie leere Töpfe in Schalet stellt, nur damit man nicht merke, daß sie nichts zu beißen haben. Merkwürdigerweise hat auch Adolf Moses in seinem Luser Seigermacher ein ganz ähnliches Bild. Es handelt sich also hier um einen in aller Welt den Juden eigenen Charakterzug, und so sind derartige Erzählungen, abgesehen von ihrem poetischen Werthe, eine reiche Quelle der Kulturgeschichte.

Einige Kleinigkeiten kritischer Natur seien hier bemerkt, nicht, weil sie dem Werke den geringsten Eintrag thäten, soudern weil es gut sein mag, irgendwo derartige Thatsachen im Interesse späterer Kulturgeschichte und Linguistik festzustellen Der Schalet mußte bei bloßer Wärme, ohne Feuer gar werden, daher die Angabe, daß Marjens Ofen am Freitag Abend angezündet wurde (S. 35) falsch ist. Geschenke am Chanukafeste (S. 52) kannte das altjüdische Leben nicht; diese sind nur ein Reflex des Weihnachtsgebrauches aus ganz moderner Zeit. Ganz unbekannt ist mir ein Gesetz, daß Juden in Oesterreich nicht höher als bis zum Korporal in der Armee steigen konnten (72). Im Gegentheile dürfte Oesterreich trotz seiner im Allgemeinen reaktionären Tendenz das einzige Land Deutschlands gewesen sein, wo Juden schon seit 1810 zu Offizieren ernannt wurden. Schon 1848 wurde Simon Prüsker aus Libochowitz in Böhmen Major und 1852 wurde der jüdische Oberst Josef Herzmanowsky in den Ritterstand erhoben. Anderseits war die Advokaten-Carriere, wie jeder andere wissenschaftliche Beruf, mit Ausnahme des ärztlichen den Juden in Oesterreich bis 1848 verschlossen und selbst dann noch wurde, da die Advokaten von dem Justizminister ernannt wurden, die Ernennung eines Juden als ein Ereigniß gefeiert. Demnach ist die Angabe Seite 89 zu berichtigen. Ein wenig ungerecht ist die enthusiastische Kontrastirung der Wohlthätigkeit des Ghetto mit der unserer Wohlthätigkeitsvereine (S. 109). In dieser Beziehung haben wir sicher keinen Grund, die gute alte Zeit herbeizuwünschen. Wer, wie der Schreiber dieses die Ghetto-Wohlthätigkeit aus eigener Anschauung und nicht wie Fräulein Wolfenstein nur vom Hörensagen kennt, und besonders, wer sie in den großen Gemeinden Nikolsburg und Boskowitz gesehen hat, der weiß, daß sie ganz darauf eingerichtet war, die unverschämteste Sorte von Professionsbettlern zu züchten, die dann begreiflicherweise nicht mit Glacehandschuhen behandelt werden konnten. Die alte Marjem würde sicherlich nicht von ihrem Enkel sagen: Er hat eine Nase wie ein Schwein für Trüffeln (S. 130), denn erstens hat man in Maritz von Trüffeln überhaupt nichts gewußt und zweitens wird der Jude das Schwein nur als Metapher im üblen Sinne als Bild des Schmutzes oder des Geizes gebrauchen. Das richtige Jüdisch kannte weder eine „Frau," noch eine „Madam," sondern sagte einfach Marjem, Jentel u. s. w. Auch die Interjection „Ach, what" (S. 33) ist im Ghetto unbekannt. Für „Ach" sagte man „Oi Weh" oder „Weh Geschrien;" für „Ach was" sagte man „Wie Heißt" oder „haste gesehen." Wenn Muhme Marjem Martha Wolfensteins Buch sehen könnte, würde sie sagen: „Wie heißt ä Gewureh, ä Frauenbild soll so eppes könne!"

Wehe den Gelehrten, die sich dem Studium der Thora widmen, deren Herzen aber nicht von Gottesfurcht erfüllt sind. Sie sind, sagte Rabbi Jannai, gleich einem Manne, der kein Haus hat und sich ein Thor anschafft (Joma 72b, Sabbat 31b). S. M.

Erlebtes und Erzähltes.

Von G. Deutsch.

In meinem letzten Aufsatze unter diesem Titel hatte ich versprochen, von dem Rabbiner Josef Spiro zu erzählen, doch muß ich zuvor einige Daten über die mir bekannten früheren Rabbiner meiner Heimath nachtragen. Der älteste, von dem ich weiß, ist der durch mich eigentlich erst mit Hilfe der dunkeln Erinnerungen meines Vaters entdeckte Stammvater unseres Hauses Jakob Elieser Brunschwik, der am 16. April 1729 in Wien starb. Mein Vater wußte nur, daß er ein Fürther Bachur gewesen und nach Kanitz geheirathet hatte, wo er Rabbiner wurde. Die genaue Genealogie konnte er, trotzdem er sich viele Mühe gab, aus den Grabschriften des Friedhofes und aus dem Gedenkbuche der Gemeinde nicht feststellen. Mein Vater, Bernhard L. Deutsch war, wie ich schon angegeben habe, 1819 geboren und starb 1890. Sein Vater Lazar war 1787 geboren und starb 1856, des Letzteren Vater, Salomon Wolf war um 1755 geboren — sein Mohelregister beginnt 1777 und 1778 hat er sich verheirathet — und starb 1829. Der Vater dieses Salomon Wolf, Menachem Mandl — auf deutschen Unterschriften nennt er sich Mandl Josef Deutsch, Juden-Jurist (Dajan) in Kanitz — starb am 25. November 1803. Ueber sein Alter fehlt mir jede Angabe. Da er bei seinem Tode einen Sohn von etwa fünfzig Jahren hinterlassen hat, kann er nicht jung gewesen sein. In einer in meinem Besitze befindlichen Urkunde vom Jahre 1768, in der er und sein Schwager einen Vergleich mit einer Fran namens Taube wegen einer Schuld eingehen, wird er als der gelehrte הרורני Mandl mit dem Titel Morenu bezeichnet. Sein Bruder Joel, der 1785 starb, zeichnet unter einem Nachlassenschafts-Inventar vom Jahre 1758, das er entweder als Dajan oder als Gemeindevorsteher unterzeichnet hat, als Sohn des seligen Josef Deutsch. Dieses Josef Grabstein konnte mein Vater nicht auffinden. So läßt sich der Name seines Vaters nicht feststellen. Ich vermuthe, daß er der Sohn des Jakob Elieser gewesen ist. Beide Namen kommen in unserer Familie häufig vor. Mein Großvater war wohl nach diesem Stammvater Elieser genannt. Der Letztere unterschreibt sich immer Jakob Eliefer Brunschwik. So erscheint seine Unterschrift auf mehreren Urkunden in den Jahren 1715 und 1717, die sich im Gemeindebuche der Gemeinde Eisenstadt befinden und welche einen Vergleich zwischen der Gemeinde Eisenstadt und ihren wegen der Gefahr der Kurruzzeneinfälle nach Wien verzogenen Mitgliedern enthalten. Damals fungierte er in Vertretung des ungarischen Titular-Landesrabbiners Samson Wertheimer, der eigentlich Bankier war, aber den Titel eines ungarischen Rabbiners führte. Derselbe muß ihn zu diesem Zwecke nach Wien berufen haben, und zugleich fungierte er im Beth-Hamidrasch Wertheimers als Rabbiner. Im Jahre 1713 muß er noch in Kanitz Rabbiner gewesen sein und daher wird sich das Fragment der Protokolle des in

diesem Jahre daselbst abgehaltenen Gemeindetages in der Familie erhalten haben. Ich besitze ferner ein Konzept einer Aufforderung, auf die von ihm hinterlassenen Werke zu subscribieren. So hat sich dann an uns der Spruch der Rabbinen: Die Schicksale der Vorfahren spiegeln sich in denen der Nachkommen wieder (Bereschith Rabba, 64) erfüllt. Mein siebenter Ahn hat schon mit der jüdischen Literatur seine Schwierigkeiten gehabt. Die recht interessante Aufforderung zur Drucklegung der hinterlassenen Schriften Jakob Eliezers ist von seinem Sohne Josua Selig gezeichnet und leider undatirt. Sie lautet, soweit sich das verschnörkelte rabbinische Hebräisch jener Zeit übersetzen läßt, etwa folgendermaßen: Vorrede: Versammelt Euch, ihr Söhne Jakobs, allgesammt und höret auf mich, daß euere Seele lebe, denn um euerer Schuld willen wurde euere Mutter fortgeschickt, und gebet Ehre dem Herrn euerem Gotte. Von dem, was mein Ohr vernahm, leidet meine Seele, denn geraubt wurde mir die Lade Gottes vor der Zeit, der fromme und berühmte Lehrer und Meister, Jakob Eliezer, Rabbiner von Kanitz, das Andenken des Gerechten sei gesegnet, der mehrere Jahre Prediger und Rabbinatsverweser in der Residenzstadt Wien war und dessen Name bekannt war in den Thoren sowohl in diesen Landen als auch in Deutschland. Er hinterließ einen reichen Segen an Schriften in trefflichen Auslegungen, in sittlichen Belehrungen, denn es gab keinen zweiten Sittenlehrer gleich ihm, einen Arzt der Seele und des Leibes. Ein ganz besonders herrliches Buch ist sein Werk „Gespräch der Knechte der Väter" über den ganzen Talmud. Heil dem Auge, das all das gesehen hat! Leider besitze ich nicht die Mittel, es herauszugeben wegen meiner gedrückten Verhältnisse, denn jeder Pfennig ist aus dem Beutel geschwunden bei den jetzigen traurigen Zeiten. Da aber mein Herz in mir seufzt, daß seine Worte verschlossen und versiegelt sein sollen, habe ich Einiges aus seinen trefflichen Sittenlehren, welche für die weitesten Kreise Interesse haben, gesammelt. Vielleicht wird es der Allmächtige fügen, daß ich Gunst finde vor den Reichen und Mächtigen des Landes, daß ich seine trefflichen Werke mit ihrer Hilfe zum Druck befördern kann: 1. Das Buch „Gespräch der Knechte der Väter," welches allen Gelehrten des Landes bekannt ist und eine Art Konkordanz über Talmud und Midrasch und rabbinische Schriften ist. Es gebricht mir an Raum, den Werth dieses Werkes zu würdigen. Uebrigens kann sich der Leser aus den mitgetheilten Proben und aus den Empfehlungen der größten Rabbiner Polens, Mährens und Deutschlands überzeugen. 2. „Taame Thora," Erklärungen über den Pentateuch. 3. „Lohn und Strafe," aus dem Talmud nach Traktaten, Blatt und Seite geordnet. 4. „Gimatrioth über die Thora." 5. „Ein ähnliches Werk über die Thora, theils exegetisch, theils kabbalistisch. 6. „Ein Stellennachweis über die Heilige Schrift aus rabbinischen und kabbalistischen Quellen." Nun trete ich mit demüthiger Bitte vor das P. T. Publikum. Mögen meine Worte gütige Aufnahme finden, daß man auf mich mit Erbarmen herabsehe und mich mit materiellen Mitteln unterstütze, daß ich alle Werke meines frommen Vaters s. A., die trefflicher sind als Gold und köstliches Geschmeide, herausgeben könne, daß durch mich, den verächtlichen Bodensatz, für qie Judenheit Heil erwachse.

Dieses sind die Worte seines Sohnes Josua, genannt Selig, Sohn des gelehrten Rabbi Jakob Eliezer Brunschwik, s. A.

Von dem genannten Josua Selig wußte mein Vater nichts und auch ich konnte nichts über ihn in Erfahrung bringen. Auch Jakob Eliezer wäre fast verschollen, wenn sich nicht eine Copie seines Werkes „Gespräch der Diener der Patriarchen" erhalten hätte, die ein Schüler oder Bewunderer für sich angefertigt hatte. Das Original des Werkes wie die anderen von dem Sohne aufgeführten Werke sind verloren gegangen. Auch das versprochene Spezimen, welches unter dem Titel „Buch Eleazar" erscheinen sollte, ist wohl niemals erschienen, was besonders schade ist, da in der Einleitung nach der Sitte jener Zeit wahrscheinlich biographische Notizen enthalten gewesen sein dürften. Die Kopie des Manuscripts des genannten Hauptwerkes befand sich im Besitze des Arztes und jüdischen Schriftstellers Gideon Brecher in Proßnitz, eines Onkels von Professor Steinschneider in Berlin, von welchem die königliche Bibliothek in Berlin es erwarb. Steinschneider beschrieb es zuerst in der Zeitschrift „Serapäum," dann in dem „Katalog der Manuscripte der Berliner Bibliothek." Auf seine Veranlassung stellte David Oppenheim, Rabbiner in Becskerek, Untersuchungen über den Autor an; sein Sohn, mein Freund, Dr. J. H. Oppenheim in Brünn, ging zu diesem Zwecke nach Kanitz und fragte nach dem Rabbi Leser, der als Verfasser genannt war, und man wies ihm den Grabstein eines anderen Rabbi Eliezer, genannt Lazar Fried, der 1819 gestorben war. So wurde dieser zum Verfasser des Werkes, und erscheint als solcher in Steinscheiders Katalog sowie in Zunz's Monatstagen des jüdische Kalenders, wie ich schon im vorigen Jahrgange, S. 4 angegeben habe. Solche Erfahrungen machen uns an dem Werthe jeder Tradition zweifeln. Wenn in der neueren Geschichte solche Verwechslungen vorkommen, wie sollen wir dann hoffen, das Wirrsal der verschiedenen Gamaliels und Jehudas in den ersten vier Jahrhunderten zu entwirren? Der unvergeßliche David Kaufmann, der mit einem wahren Bienenfleiße und mit aufrichtiger Begeisterung sich dem Studium der jüdischen Geschichte hingab, hat die Wiener Thätigkeit des Jakob Eliezer mit Hülfe der handschriftlichen Angaben des Eisenstädter Gemeindebuches näher beleuchtet, hat aber wieder die irrthümliche Angabe, daß derselbe der Schwiegersohn des Kanitzer Rabbiners Eljakim Getschlick Fried gewesen sei (Gräber, Ozar Hasiphruth, ii, 88, ff). Das kann nun wieder nicht richtig sein, da dieser Getschlik auf dem erwähnten Dokumente, welches den Vergleich zwischen meines Vaters Urgroßvater Mandl und seinem Schwager Abraham, Sohn des Chananel, einerseits und der Frau Taube anderseits ordnet, 1768 als Richter erscheint. Er durfte nicht lange vorher nach Kanitz berufen worden sein, denn auf dem ebenfalls schon genannten Hinterlassenschafts-Inventare des Isaak Ulma, des Urgroßvaters meiner Mutter, datirt von 1758, erscheinen die Rabbiner von Eibenschitz und von Kromau als Ausfertiger. Kanitz muß also 1758 keinen Rabbiner gehabt haben. Von diesem Eljakim Getschlik konnte ich von alten Leuten nur erfahren, er sei ein „Aschkenas" gewesen. Kaufmann giebt nach dem Kanitzer Gedenkbuche an, sein Vater habe David geheißen, was auch kaum richtig ist, denn der 1802 in Bonyhad geborene Pinchas Löb Frieden,

Rabbiner von Komorn, sein Urenkel, giebt in seinem Werke „Dibre Pene Arjeh," Wien, 1859 an, daß sein richtiger Name Eljakim Getschlik Wannefried, Sohn des Alexander gewesen sei. Er war also wohl aus Wannfried im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen Kassel gebürtig, von wo wohl auch Moses Katz Wannefried in Proßnitz stammte, welcher dort lange Zeit eine Jeschiba hielt, die auch Jellinek, der bekannte Wiener Prediger, besuchte. Moses Wannefried war seinerzeit auch ein heftiger Gegner Fassels, als dieser in Proßnitz die Verruchtheit beging, zu erklären, daß man Hülsenfrüchte am Pessach genießen dürfe. Die Familie Eljakim Getschliks nahm später den Familiennamen Fried an und sein Sohn Eliezer ist der am 13. März 1819 verstorbene Lazar Fried, welchem Zunz das Werk des Jakob Eliezer zuschreibt. Den gleichnamigen Enkel des Lazar Fried kannte ich noch sehr gut. Man nannte ihn Leser Dowid 'n Rows. Er war ein schlichter, frommer Hausierer, ein alter Junggeselle, der in sehr kümmerlichen Verhältnissen lebte, obwohl seine Bedürfnisse puritanisch-einfache waren. Es wird einem ordentlich wehe um's Herz, wenn man an die Vergänglichkeit unserer Aristokratie einerseits und an die Nichtswürdigkeit der Fabel von dem jüdischen Reichthum anderseits denkt. Lazar Fried war übrigens nicht der direkte Nachfolger seines Vaters, denn in dem Mohelregister meines Urgroßvaters finde ich im Jahre 1781 die Geburt eines Zerach, „Sohnes meines Lehrers und Meisters R. Jsaak, des Rabbiners unserer Gemeinde," verzeichnet. Derselbe hat, wie ich hörte, Jtzig Blowitz geheißen, war also wohl aus dem böhmischen Städtchen Blowitz gebürtig, bekannt als der Geburtsort des Adolf Opper, des Pariser „Times"-Korrespondenten, der von seinem Geburtsort den Namen de Blowitz annahm. Im Jahre 1798 ist wieder die Geburt eines David, Sohnes des Rabbiners Eliezer verzeichnet, das ist also der oben genannte Dowid 'n Rows. Inzwischen muß es auch noch einen anderen Rabbiner gegeben haben, der Michael Wronek — vielleicht aus Wronke im Posenschen — hieß und später als Rabbiner nach Raußnitz ging, wo er noch in den zwanziger Jahren lebte. Von Lazar Fried gab es zu meiner Zeit nur dunkle Reminiszenzen. Das Beste ist eine Anekdote, die ich von dem Großvater meiner Frau, Moses Bacher, genannt Moische Bachrach oder Moische Reb Selig Haschens (1795—1882) hörte. Lazar Fried war zuerst Rabbiner in Kromau, einem Städtchen, das etwa 1½ Meile von meiner Heimath entfernt liegt. Als er dorthin als Rabbiner berufen wurde, war in demselben Orte der auch in dem Mohelregister genannte Gumpel Katzew (Metzger) als Geselle beschäftigt. Am ersten Sabbath, als die ganze haute volee der, beiläufig gesagt, aus 49 Familien bestehenden Gemeinde sich im Hause des Rabbiners versammelte, kam auch Gumpel Katzew, um seine Aufwartung zu machen. Sein joviales „Scholem Lechem, Leser, denkst du noch, wie wir zusammen in Cheder gegangen sind?" setzte den Rabbiner in Verlegenheit. Da er nun nicht gut den Landsmann und Jugendfreund verleugnen konnte, machte er gute Miene zum bösen Spiele und begann Thora zu sagen. Begreiflicherweise wurde die Geschichte dem armen Gumpel langweilig und er verflüchtigte sich. Darauf sagte Rabbi Eliezer: Jetzt verstehe ich, was die Gemore meint, wenn es heißt: Ein Mann scheide nicht von seinem Freunde ohne ein Wort der Lehre (Berachoth, 31, a).

Wenn man einen unbequemen Gast los werden will, muß man anfangen Thora zu sagen. Mit Moses Bacher ist übrigens auch eine markante Persönlichkeit aus unserem Orte geschwunden. Da er gewöhnlich Bachrach genannt wurde und in früheren Jahren, wie ich selbst sah, sich Moyses Bachrach unterschrieb, vermuthe ich, daß er von Jair Chajim Bacharach abstammte, der als Rabbiner von Worms 1702 starb, da dessen Söhne nach Nikolsburg zogen und er selbst aus Leipnik in Mähren gebürtig war. Moses Bacher war auch ein wenig Talmudist, besaß ein Morenu-Diplom, von dem Landesrabbiner Modechai Benet unterschrieben, und war der Pietist unserer Gemeinde. In früheren Zeiten widersetzte er sich der Reform, als man das Schulklopfen abschaffte, zu meiner Zeit war er der Einzige, der noch in den „Drei Wochen" pünktlich um 12 Uhr mittags in die Synagoge ging, um dort auf dem Boden sitzend die Klagelieder anzustimmen, auch war er so rigoros, daß er am Feiertage kein Zündhölzchen anzündete, da man nach dem Gesetze das Feuer wohl benützen aber nicht erzeugen darf. Sein ältester Sohn Ore (Aron), genannt Adolf, der vor einigen Wochen als hochbetagter Greis in Wiener Neustadt starb, stand dem Judenthum sehr passiv gegenüber und des Letzteren Söhne sind meistens getauft und nehmen hervorragende Stellen im Staatsdienste ein. Uebrigens war Reb Moische Bachrach trotz seiner Frömmigkeit, malitiös. Ich erinnere mich, wie er einen armen Teufel, Orele Blümel, der auffälllig klein war, neckte, indem er ihn daran erinnerte, daß er mit einem sehr langen Mädchen verlobt gewesen war. „Ihr habt wie ein Eßreg und Lulew ausgesehen, sagte er, und weißt du, Ore, dein' Kalle, Golde, Gitel Chajes, war mein Mündel und ich habe euch eingeladen. Du hast mich damals fünf Gulden gekostet und dann ist erst aus dem Schidduch nichts geworden." Er war auch meines Großvaters Geschäftstheilhaber in einem Weingeschäfte gewesen, und da sie aus irgend einem Grunde Differenzen hatten, denunzierte er ihn, daß er Wein ohne Bezahlung der Accisesteuer eingeführt hatte. Zur Erklärung sei hinzugefügt, daß Kaiser Josef II., als er die Toleranzsteuer aufhob, um das Aerar nicht zu kurz kommen zu lassen, eine Verzehrungssteuer einführte, die alle Juden von Speisen und Getränken zu zahlen hatten. Begreiflicherweise suchte man auf jüdischer Seite sich dieser lästigen Steuer zu entziehen, und so that es mein Großvater, indem er den Wein heimlich des Nachts einführte. Als aber der Wagen vor dem Keller hielt, war die Finanzwache schon bereit, ihn in Empfang zu nehmen. Natürlich wurden allerlei Ausflüchte gebraucht. Man hatte die Steuerquittungen irgendwo vergessen, und des Großvaters jüngerer Bruder Chananel ging noch in derselben Nacht nach dem vier deutsche Meilen entfernten Nikolsburg, um die angeblich vergessenen Steuerquittungen zu holen. Es kam zu einem langwierigen Prozeß, die auf 1400 Gulden bemessene Strafe wurde ermäßigt, aber der Prozeß hatte so viel gekostet, daß mein Großvater ein ruinirter Mann war und trotzdem er 1818 eine Mitgift von 2000 Gulden erhalten hatte, für den Rest seines Lebens auf Hausieren und Schächten in den Dörfern angewiesen blieb. Auch auf die Gemeindeangelegenheiten erstreckte sich die Feindschaft beider Männer. Mein Großvater war Gemeindevorsteher, als einer seiner Freunde sich um die Heirathsbewilligung bemühte, zu deren Erlangung der Nachweis

eines Vermögens von 600 Gulden erforderlich war. Da der Freund dieses Vermögen nicht besaß, half ihm mein Großvater aus, indem er das der Gemeinde gehörige Silber verpfändete, und das dafür erhaltene Geld bei der Behörde deponirte. Ehe aber noch die Heirathsbewilligung herabgelangte und das Silber eingelöst werden kannte, hatte sein Gegner die Sache denunzirt und mein Großvater wurde seines Amtes entsetzt. So sind denn die sittchen Zustände des Ghetto durchaus nicht die idealen gewesen, als welche sie die Lobredner der Vergangenheit darstellen.

Kehren wir nun zu den Rabbinern zurück. Der Nachfolger Lazar Frieds war ein gewisser Josef Feilbogen, der 1820–1824 sein Amt bekleidete, später Rabbiner in Groß Meseritsch und dann in Holleschau wurde, wo er gegen Ende der sechziger Jahre in hohem Alter starb. Von seiner Kanitzer Zeit weiß ich nichts, doch fand ich in der „Allgemeine Zeitung des Judenthums" 1857, daß er das Schmücken der Gräber mit Blumen als eine schwere Sünde verdammte, und 1854, daß er das Schulrufen durch folgende Argumente zu vertheidigen suchte: Das Schulrufen sei ein alter Brauch; jeder alte Brauch sei ein Gelübde, und da nach dem Talmud wegen nicht erfüllter Gelübde die Kinder sterben, so würden, wenn man das Schulrufen abschaffen wollte, die Kinder sterben. Das Schreckliche geschah dennoch, aber es leben doch heute noch Manche, die in jenen Tagen geboren wurden. In Kanitz hat Feilbogen keine Gelegenheit gehabt, das orthodoxe Judenthum zu vertheidigen, dagegen hatte sein Nachfolger, Joseph Spiro (1824–1830) schon Veranlassung dazu. Von ihm soll im Folgenden die Rede sein.

Rabbi Jizchak war eines Tages Gast im Hause des reichen Rab Nachman. Als er sich nach dem mit geistreichen Gesprächen gewürzten Male von seinem Wirthe verabschiedete, bat dieser ihn um seinen Segen. Ich will dir ein Gleichniß erzählen, erwiderte Rabbi Jizchak. Ein Wanderer in der Wüste, müde und ermattet, wurde von Hunger und Durst gequält. Da fand er endlich einen Baum, der mit süßen Früchten beladen war, dessen Aeste kühlen Schatten gewährten und an dessen Seite ein murmelnder Bach floß. Der Wanderer labte sich an den Früchten, erquickte sich an dem erfrischenden Wasser und ruhte im Schatten des Baumes aus. Als er seine Wanderung wieder antreten wollte, sagte er: Baum! Baum! womit kann ich dich segnen? Soll ich dir wünschen, mit süßen Früchten gesegnet zu werden? Siehe, du trägst sie in reicher Fülle. Soll ich dir kühlenden Schatten wünschen? Auch diesen Segen besitzt du bereits. Soll ich Gott bitten, daß ein Bach dir Erfrischung bieten möge? Auch dieser Segen ist dir schon gewährt. Ich kann dir also nichts besseres wünschen, als daß die jungen Bäumchen und Sprößlinge, die von dir gepflanzt werden, dir gleichen mögen. Aehnlich ist es mit dir der Fall, fuhr Rabbi Jizchak fort. Auch dich hat Gott mit Gelehrsamkeit, mit Reichthum und mit Kindern gesegnet. Möge dir es, nach dem Willen unsers himmlischen Vaters, beschieden sein, daß deine Kinder dir gleichen! (Taanit 5 b—6 a). S. M.

Nachklänge zu den Gedenktagen.

Februar.

2. 1837 Moses Kunitzer, Reformschriftsteller, Budapest, gest.
 1901 Genrich A. Schapiro, Professor der Medizin, St. Petersburg, gest.
3. 1762 Salomon Hirschel, Chief-Rabbi in London, London, geb.
 1893 Baron Josef Treves de Bonfili, Philanthrop, Padua, gest.
4. 1860 Moses Maimon, Maler, Wolkowyschki, geb.
 1901 Jakob Plaut, Philanthrop, Nizza, gest.
6. 1874 Meyer Amschel von Rothschild, englisches Parlamentsmitglied, gest.
9. 1880 Israel Salant, hervorragender Talmudist, Königsberg, gest.
11. 1772 Lewis Way, Fürsprecher der russischen Juden, geb.
14. 1864 Israel Zangwill, englischer Novellist, London, geb.
15. 1870 Berisch Meisels, Rabbiner in Warschau, gest.
21. 1683 Josef Chr. Wolf, hebräischer Bibliograph, Wernigerode, geb.
23. 1820 David Kalisch, Possendichter, Breslau, geb.
25. 1842 Perez Smolensky, hebräischer Schriftsteller, Monastyrschtschina, geb.
27. 1831 Adolf Beer, österreich. Historiker und Politiker, Konvertit, Proßnitz, geb.

März.

1. 1897 Seligmann Baer, Massoraforscher, Mosbach, gest.
3. 1814 Charles K. Salaman, Pianist und Komponist, London, geb.
 1882 Ludwig Kalisch, humoristischer Schriftsteller, Paris, gest.
7. 1850 Moritz August Wessely, Arzt und mediz. Schriftsteller, Nordhausen, gest.
 1901 Julian Goldschmidt, Advokat und juristischer Schriftsteller, Berlin, gest.
9. 1851 Ruben Gumpertz, Vorsteher, Berlin, gest.
10. 1810 Chajim Selig Slonimsky, Mathematiker, Bialystok, geb.
 1871 Salomon Steinhard, Lehrer und Schriftsteller, Hildburghausen, gest.
11. 1764 Benedikt Schott, Direktor der Jacobson-Schule, Danzig, geb.
 1831 Adolf Neubauer, Bibliograph, geb.
12. 1855 Louis Ratisbonne, Philanthrop, Straßburg, gest.
14. 1868 Salomon Salkind, Lehrer an der Rabbinerschule, Wilna, gest.
16. 1853 Josef Freiherr von Schey, Jurist und Universitätsprofessor, Wien, geb.
19. 1831 Julius Glaser, Jurist und österr. Staatsmann, Konvertit, Postelberg, geb.
 1832 Hermann Vambery, Forschungsreisender, Konvertit, Serdahely, geb.
 1873 Wilhelm Stahl, Nationalökonom, Konvertit, Gießen, geb.
21. 1901 Josef Deckert, antisemitischer Agitator, Wien, gest.
23. 1811 Friedrich Karl Stahl, Psychiater, Konvertit, München, geb.
 1828 David Friesenhausen, erster Anreger wissenschaftlicher Rabbiner-Seminare, Gyulafeservas, gest.
26. 1850 Hugo Rheinhold, Bildhauer, Oberlahnstein, geb.
 1901 Ludwig Lewysohn, Rabbiner, Stockholm, gest.
27. 1852 Siegmund Kornfeld, Finanzier und ungarischer Magnat, Jenikau, geb.
28. 1850 Wilhelm Beer, Bankier und Astronom, Bruder Meyerbeers, Berlin, gest.
 1901 Max Ring, Dichter, Berlin, gest.
29. 1602 John Lightfoot, christlicher Hebraist, Stoke, Trent, geb.
 1832 Theodor Gomperz, Philologe, Universitäts-Professor und Herrenhausmitglied, Brünn, geb.

(Für die Deborah.)

Das Purimfest und die Megillah.

Von Rev. Jacob Klein, Chicago, Ills.

Die Geschichte des Buches Esther ist ein Roman, aber ein vollkommen aus dem Leben gegriffener, der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechender Roman, dessen lebensvolle, plastische Gestalten typisch sind. Jener hochmüthige Emporkömmling Haman und sein bornirter Judenhaß, wie prächtig werden von ihm die Judenfeinde der verschiedenen Zeiten repräsentirt! Jene Verdächtigungen, welche er dem König Achaschverosch einflößt, sie sind uns unzählige Mal zur Last gelegt worden.

Die Nachkommen Hamans sind zwar nach der Erzählung der Megillah hingerichtet worden, aber seine geistigen Nachkommen waren und sind noch überall anzutreffen. Das Geschlecht der Hamane ist ein zahlreiches, weitverzweigtes, in allen Ländern, wo Juden weilen, und selbst in unserem humanen Zeitalter taucht im Geiste der Zuhörer manche wohlbekannte Persönlichkeit auf, wenn der Vorleser der Megillah die Worte המן הרשע mit erhobener Stimme ertönen läßt.

Auch unser Zeitalter der „Humanität" ist nicht frei von Hamanität. — Darum ist auch das Buch eine Bildungslektüre Israels von jeher gewesen und die Schlingpflanzen der Hagadah überwuchern es in reicher Fülle. „Das Buch Esther ist vom heiligen Geiste eingegeben," sagt der Talmud; dieses Wort ist im rationellen Sinne vollkommen berechtigt. Es muß den Verfasser der Geist der Prophetie inspirirt haben, jener divinatorische, geschichtliche Scharfblick, der, vermöge einer tiefen, richtigen Erfassung von Gegenwart und Vergangenheit den dichten Vorhang durchdringt, welcher die Zukunft erfüllt und ein Gemälde zu schaffen im Stande ist, das die richtigen Schicksale eines Volkes so vorbildlich darstellt.

Es zeichnet sich ferner das Buch Esther aus durch das Dramatische, das Zusammenhängende der einzelnen Episoden. Während gewöhnlich in den Romanen der Zufall eine Hauptrolle spielt, ein zufälliges Ereigniß hineingreifen muß, um den Ausgang nach des Dichters Plan herbeizuführen, hängen hier die Begebenheiten eng zusammen, eine greift in die andere organisch ein und die Rettung Israels und Hamans Fall zeigt sich als ordentliche Folge der Situation. Dagegen ist der grausame Zug, der dem Buche innewohnt, nicht zu billigen.

Der Verfasser schwelgt im Blute der Feinde. Mit tiefem Behagen berichtet er, welch' eine große Zahl von Personen, die doch auf Befehl des Königs, nicht aus eigenem Antriebe gegen die Juden aufstanden, durch diese niedergemetzelt wurden. Es ist in diesem Ton nichts zu verspüren von jenem humanen Geiste, der befiehlt: „Wenn dein Feind fällt, freue dich nicht, und wenn er strauchelt, frohlocke nicht dein Herz" (Prov. 24, 17). Dieser racheschwelgende Geist tritt besonders hervor in der behaglichen Schilderung des Galgentodes der zehn Hamanssöhne. Daher verlangt wohl, wie ich glaube,

ein älterer, bereits von den späteren Talmudisten nicht mehr verstandener Amora: Der Vorleser der Megillah müsse die zehn Söhne Hamans in einem Athem vorlesen, denn das Herz soll sich nicht weiden an dem Tode der Frevler. So schnell als möglich soll der zehnfache Tod der Kinder Hamans an unserem Geiste vorbeiziehen; wiewohl der Untergang der unverbesserlichen Hamanssöhne nach dem Geiste, der Judenfeinde aller Zeiten, ein nicht ungerechter Wunsch des Herzens sein mag. Mir besonders macht das Buch ein Umstand lieb und werth, der es den Leuten pietistischer Richtung verleidet und der Luther zu dem Ausspruch veranlaßte: „Er sei dem Buche so feind, daß er wollte, es wäre gar nicht vorhanden und daß es weniger als ein anderes würdig sei, sich im Kanon zu befinden.“ Es ist dies der Umstand, daß in dem Buche alles natürlich zugeht und kein Eingriff von oben in der Geschichte eine Rolle spielt, so daß sogar der Name Gottes nicht ausdrücklich darin vorkommt.— Denn das ist die wahre, richtige Auffassung des göttlichen Waltens in der Geschichte der Menschheit im Allgemeinen und in der Geschichte Israels insbesondere: nicht ein außernatürliches Eingreifen vom Himmel herab ist es, das die Gesetze der Natur und des menschlichen Willens nach Willkür ändert, sondern in dem natürlichen Ergebniß der geschichtlichen Vorgänge zeigt es sich, insofern sich dieselben den Gesetzen des Guten und Rechten gemäß gestalten, insofern die Pläne der Schlechten vereitelt werden, die Niederträchtigen in dem Garn sich verwickeln, das sie den Gerechten und Harmlosen ausbreiten und die Unschuld und Tugend am Ende triumphirt über ihre Feinde und Verfolger. Es ist daher ein schöner und entsprechender Gedanke der Hagadah, daß in der Megillah der Name Gottes zwar nicht ausdrücklich vorkommt, daß er aber in den Anfangs- und Endbuchstaben mehrerer Stellen leicht zusammen zu buchstabieren ist (es sind dies jene Stellen, welche der Vorbeter in herkömmlicher Weise mit gehobener Stimme vorträgt); weil auch in der ganzen Geschichte Esthers kein förmliches Eingreifen Gottes vorkommt, sondern das göttliche Walten versteckt daraus hervorschaut, wie es heißt im Hohenliede: „Sieh da, mein Freund, er steht hinter unsern Wänden, er blickt hervor aus dem Fenster (2,9).

Wenn wir auch also das Buch Esther als einen Roman betrachten und dem Purimfeste einen anderen Ursprung zuweisen, — so mögen wir dennoch das Fest in herkömmlicher Weise feiern: als ein Dankfest für die Befreiung Israels aus der Hand der H a m a n e aller Zeiten, für die Beseitigung der Vorurtheile und Gehässigkeiten gegen uns; als ein fröhliches Dankfest wollen wir Purim dem Herrn feiern für sein schützendes Walten über Israel gegen Feinde und Feindschaft, und daß wir unserseits alles vermeiden und ablegen, was die verderbliche Flamme des Hasses gegen Israel nährt, denn daß wir Vieles dazu beitragen können, den Rest der Gehässigkeit gegen uns zu verbannen, ist nicht zu leugnen. — „Bescheidenheit ziert den Israeliten, wie eine rothe Rose ein weißes Rößlein.“

Größer ist der Haß, den Ungebildete gegen Gebildete hegen, als der, den heidnische Götzendiener gegen die israelitische Gottesverehrer empfinden (Pesachim 49 b). S. M.

Aus Bibel und Midrasch.

Klassische Texte in moderner Fassung von
S. H. Sonneschein.

„Es thut mir gar wohl, daß ich bis in den Tod mich ärgere“ (Jonah 4, 9).

So sprach der Mann mit dem Taubennamen und den tauben Ohren, der Pessimist unter den Propheten und der „Schlemiehl“ unter den Bibel-helden. „Mich verdrießt es gar sehr und alles geht wider den Strich.“ Der reinste Typhus des Schwarzsehers! Liebe und Erbarmen wandelt sich in Ekel und Bitterniß, Hingebung und Pflichttreue in Verschlossenheit und Weltflucht, Aergerniß und ewige Krittelei! Unzufriedenheit mit Gott, Welt und sich selbst! Das ist Anfang und Ende des Pessimismus. Und was hat er nun von dem Allen? Was hat das All von ihm? „Nichts!“ Der fromme Optimist betet mit Inbrunst: „Staub bin ich, und zum Staub kehr' ich zurück.“ Der fromme Pessimist betet: „Nichts bin ich, und zu Nichts will ich werden!“ — So sprechen Jonah und Zarathustra. Ob Jonah sich gebessert hat, davon wissen wir nichts. Der arme Zarathustra, der starb leider? in der Nacht des Wahnsinns. Das kommt davon, wenn Propheten dem lieben Herrgott ins Handwerk pfuschen!

„Am Sabbath empfängt der Mensch die höhere Seelenweihe. Wer am Sabbath blos der leiblichen Ruhe pflegt, dessen Seele ist bemitlei-denswerth!“ (Talmud Beza, 16a.)

Hier ist der Punkt, von dem aus die Radicalkur des so furchtbar zer-rütteten Sabbath-Gesetzes unternommen werden muß. Der große Gesetzes-lehrer und Exeget Ben Lakisch erlaubte sich hier ein Wortspiel, das nur der in seiner ganzen Tiefe und in seinem vollen Ernst zu würdigen vermag, wel-cher die Ethik des Sabbathprincips von der knechtenden Buchstabenfessel be-freit. Seitdem der moderne Mensch nicht mehr mit jeder Tagesstunde, vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenniedergang Lohnknecht und Arbeitssclave ist, und ihm in Folge dessen der Sabbath weniger als ein Rasttag für den müden Leib als ein Rüsttag für den eines höhern Aufschwungs bedürfti-gen Geist zu gelten hat, ist der ganzen hochnothpeinlichen Verklausulirung des körperlichen und buchstäblichen Ruhegebotes der Boden und die Grundlage entzogen. Der Arbeiter, auf welchem Gebiete es auch immer sei, dem jeder Wochentag im Durchschnitt mindestens vier Raststunden bringt, ist auf eine streng-puritanische vierundzwanzigstündige Sabbathfeier auch gar nicht mehr gestimmt. Wonach er sich wirklich sehnt, ist: Befriedigung des Herzens, gesellige Lebenslust, Fröhlichkeit des Gemüths und, was die Hauptsache, höhere Seelenweihe und edlere Geisteskost! Reichet ihm diese, ohne jeden beengenden Zwang und hemmenden Buchstabendienst und von dem „Wehe der Seele!“ wird niemals die Rede mehr sein!“

„Der mit sich selbst Zerfallene heischt immer nach neuen Begierden, und in der Erfüllung packt's ihn dann doch mit neuem Ekel" (Spr. 18,1).

Hier ist der alte Kern des neuen Faustgedankens: „Zwei Seelen wohnen ach! in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen!" — dem mit sich selbst zerfallenen, einst edeln Menschen! der für die verlorenen Ideale im Jagen nach eitler Weltlust Ersatz sucht, und doch nicht findet, bis er zuletzt in die Klage ausbricht: „So taumle ich von Begierde zu Genuß, und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde!" — Nicht wahr? Alles schon dagewesen!

Zwei Jahrzeitstage.

I.

Du Herz, das einst für mich geschlagen,
Und nun schon lang im Grabe ruht,
Ich denke dein im stillen Klagen
Und doch zugleich mit heiligem Muth.

Dein Aug', das stets mit so viel Milde
Und auch mit Strenge mich durchschaut,
Noch schwebt's mir vor im Geistesbilde
So klar, so edel und so traut.

Der Mund, der stets mit frommer Lehre
Des Lebens Pfade mir gezeigt,
Dein Scheidegruß bleibt meine Wehre,
Bis einst auch mein Gestirn sich neigt.

Und brechen dann die matten Augen
Im letzten Kampf für immerdar,
Im Tode noch will Muth ich saugen
Von deinem Beispiel treu und wahr.

Denn treu und wahr bist du gewesen
Als Vater, Lehrer und als Freund.
In deinem Heil muß ich genesen,
Wo Geist dem Geist sich ewig eint!

II.

O Mutter, süßes Mütterlein!
Mir bist du nicht gestorben.
Mir lebst du noch, im Herzen mein
Von Lieb' und Treu' umworben.

Von Lieb' und Treu' so gränzenlos,
So unergründlich holde .....
Fällt noch so eisern mir das Loos,
Dein Segen macht's zu Golde.

Noch fühl' die greise, traute Hand
Ich auf dem Scheitel beben,
Den ich, vom Abschied übermannt
Dir stumm hatt' hingegeben.

Mit leisem Druck, so still und lind,
Die Finger in den Locken.
„Gott segne dich, mein herzig Kind!"
Noch hör' die Stimm' ich stocken .....

Gott segne dich, mein Mütterlein!
Mir bist du nicht gestorben.
Mir lebst du, lebst im Himmel rein
Von ewiger Lieb' umworben!

S. H. Sonneschein.

Victor Hugo und das Toldot Jeschu.

Zum Centennar des großen Dichters.

Von Samuel Krauß.

(Schluß.)

Diese meine Vermuthung fand ich nachträglich durch Wagenseil bestätigt. Wagenseil giebt nämlich an,[1]) das Manuscript von Straßburg, aus welchem er die Disputationen von Paris und Barcelona herausgab, habe vorher die Angabe: „Von hier an fange ich an die Worte Pauls des Böfewichts" (מכאן אתחיל דברי פול הרשע); aber es folgen nicht die Worte des Paul, sondern die Disputation des Rabbi Jechiel und Nicolaus, und erst nach dieser bietet das Manuscript die Disputation des Paul. Für den ohne Zweifel jüdischen Schreiber des Manuscripts floß also die Pariser Disputation mit derjenigen von Barcelona zusammen. Ferner sagt derselbe Wagenseil in seiner Vorrede zu der Edition der Disputationen: „Ob des ersten (des Pariser) Wortgefechts auch Andere gedenken, weiß ich nicht; die zweite jedoch (die von Barcelona) ist unter den Christen sehr berühmt." Dann citirt er das Buch Candor Lilii p. 38, worin der Gegner Nachmanis so genannt wird: Frater Paulus, dictus Christianus, Cyriacus, worin wir Paul Ciriaque des Victor Hugo wiederfinden. Nur hat Wagenseil zu Cyriacus den Zusatz (i e. ordinis Dominicanorum); ich bezweifle aber die Richtigkeit dieser Erklärung und halte dafür, daß sich Paul geflissentlich den Namen desjenigen Mannes beilegte, der so wie er vom Judenthum abgefallen und ein Bekämpfer des Judenthums war.

Die anderen Stellen, in denen Victor Hugo das Toldot erwähnt,[2]) sind etwas klarer. Er sagt (Religions et religion, I Querelles, III, Le théologien):

---

[1]) Tela Ignea Satanae, Altdorf, 1681.—Wagenseil bemerkt auch, daß die beiden Disputationen ungefähr in dieselbe Zeit fielen, was freilich nicht ganz richtig ist.

[2]) Es hat mich auf dieselbe Herr B. Heller in Budapest aufmerksam gemacht.

Qu'il nous montre
Son Pentateuque avec le pour aupres du contre,
Ou son Toldos Jeschut, ou son Zend-Avesta,
Son verbe que lut Job et qu' Esdras attesta,
Les psaumes que chantaient les chevaliers de Malte,
Son Talmud! Mais, quoi, rien! pas d'evangile! Halte!
Qu'est-ce que ce Dieu-la? C'est un Dieu sans papiers.

Der Theologe glaubt nur Documenten; jeder Gott hat solche Documente,[1] zu denen auch das Toldot gerechnet wird; dieses scheint mit Talmud eines Ranges zu sein; während aber der Talmud doch einigermaßen als religiöses Document einer ganzen Confession gelten kann, ist bei Toldot diese Vorstellung ganz unbegründet. Als religiöses Document gilt das Toldot dem Dichter auch an einer anderen Stelle (Les quatres vents de l'esprit, Le livre satirique, XXVI. Les Bonzes):

Koran, Zend-Avesta, livres sibyllins, Bible,
Talmud, Toldos Jeschut, Vedas, lois de Manou,
Brahmas sanglants, santons flechissant le genou,
Les contes, les romans, les terreurs, les arogances,
Les superstitions fouillant les consciences,
Puis-je ne pas sentir ces creusements profonds?

Auch hier scheint dem Dichter eine Stelle aus De tribus impostoribus vorzuschweben (ed. Weller p. 20); es werden daselbst erwähnt die Oracula Ethnicorum (= livres sibyllins), sacerdotum testimonia (= santons flechissant le genou), Mosis, Prophetarum et Apostolorum scripta (= Bible), Alcoranus (= Koran), Vedae et Brachmannorum collectanea = Vedas, lois de Manou, Brahmes), ferner Sinenses (Chinesen) statt Zend-Avesta des Victor Hugo. Der Ideengang ist derselbe; der Autor der Impostura sowohl, als auch Victor Hugo forschen nach den Documenten der einzelnen Religionen, aber nur, um sie zu verwerfen.

Die Thatsache der Beschäftigung mit religiösen Fragen einerseits und die übermäßige Hochschätzung religiöser Schriften andererseits ist nicht Victor Hugo allein eigen, sondern ist ein stehender Zug des Romanticismus, dessen vorzüglicher Inaugurator eben Victor Hugo war. So sagt M. Bire in Bezug auf die Entwickelung von Victor Hugo: . . . le romantisme, a peine nuissant, consiste a n'user que d'expressions et d'images tirees du christianisme; il demande ses inspirations a la Bible, au lieu de les puiser aux sources d'Hippocrene; au ruisseau de Permesse, et a la fontaine de Castalis.[2] Ganz natürlich spielt da die Phantasie eine

---

[1]) Cf. De tribus impostoribus, ed. Weller p. 28: testimonium . . . . de Christo . . . . de Mose . . . . de Mohamede. Auch jener Autor verlangt schriftliche testimonia.

[2]) Les grands ecrivains francais. Victor Hugo par L. Mabilleau, Paris 1899, p 47.

größere Rolle als das Wissen, und so hat es des Dichters Phantasie zu Stande gebracht, daß das Toldot zu den religiösen Quellen gezählt wird; daß es eine religiöse Quelle des Judenthums sei, sagt zwar Victor Hugo mit keinem Wort, aber das versteht sich von selbst.

Eine genauere Kenntniß des Toldot würde sich verrathen in dem folgenden Gedichte Victor Hugo's, wenn man wüßte, was der Dichter damit meint.

Un d'eux, 1) que le Toldos appelle Eddon-Azir,
Courut vers elle, 2) et, comme il allait la saisir,
L'etre, pareil aux feux fugant dans l'ossuaire,
Disparut, lui laissant dans les mains le suaire. 3)

Soll das pure dichterische Phantasie sein? Oder herrscht da eine Confusion, die sich aus den orientalischen Lectüren des Dichters herausgebildet hat? Es ist eine schwierige Sache, hier philologisch vorgehen zu wollen und die Quellen aufzuzeigen, denn möglicher Weise hat der Dichter für seine Angaben überhaupt keine Quellen, und wenn ja, vielleicht läßt er sich mit Bewußtsein von seinen Quellen nicht binden. Als noch zu Goethe's Lebzeiten zu den phantastischen Scenen des zweiten Theils von „Faust" allerlei Commentare geschrieben wurden, soll sich Goethe geäußert haben, die Menschen zerbrechen sich den Kopf, System zu bringen in eine Sache, bei der er sich gar nichts gedacht habe und bei der er seiner Phantasie nur freies Spiel lassen wollte. Dasselbe kann auch mit Victor Hugo der Fall sein, und es ist unnütz, für seine Worte einen quellenmäßigen Beleg zu suchen. So viel ist gewiß, daß in keinem der bis jetzt bekannten Toldot-Recensionen der Name Eddon-Azir vorkommt. Wo kommt er denn vor? Vielleicht läßt sich das ergründen, wenn wir vorerst Einiges über Lilith festgestellt haben.

Die Gestalt des Gespenstes oder des Dämons Lilith ist auch in der christlichen Literatur allgemein bekannt. Nach dem Vorgange des Hieronymus, der zu Jes. XXXIV, 14 lamia setzt, pflegt man Lilith mit dem weiblichen Dämon Lamia der Griechen und Römer zu identificiren. Bekanntlich soll Adam mit der Lilith Umgang gehabt und mit ihr die Dämonen gezeugt haben. 4) Als solche, das ist als Frau Adams, war sie auch Goethe bekannt (Faust" I Theil, Walpurgis-Scene, fin), und Victor Hugo mochte sie auch von dort her kennen. Solche dämonische Gestalten scheint der Romantiker Victor Hugo überhaupt mit Vorliebe aufgefaßt zu haben; er war noch ganz jung, als er aus Anlaß der Tragödie „Saul" von Alexandre Soumet sich das Verhältniß von Saul zu der „Pythonisse" von En-Dor auf die lebhafteste Weise ausmalte. 5)

---

1) C'est a dire un des partisans de Jesus.

2) Vers Lilith.

3) La fin de Satan, Le Gibet, x. Lilith-Isis.

4) Elia Levita, Tischbi s. v. לילין und Buxtorf Lexicon s. v. לילית. Bayle, Dictionaire s. v. Eve. — L. V. Rinopoli, Lamia e Lilith, estratto di "Vesta" II, fascic. I. Derselbe: Il mito di Lilith. 1899.

5) Qeuvre de la premiere jeunesse, p. 137: Saul.

Alle näheren Angaben über Lilith, wohl auch diejenige, daß sie die Frau des Adam war, werden wohl infolge des vielgelesenen Büchleins Alphabetha di Ben-Sira populär geworden sein; auf dieses Büchlein beruft sich Elia Levita, ebenso auch Buxtorf, es galt also in Sachen der Lilith-Mythe als die erste Quelle. Diese Lilith nun, so berichtet das Büchlein,[1] sprach den Gottes-Namen aus und flog durch die Luft,[2] ein Kunststück, das bekanntlich von allen Hexen ausgesagt wird. Nun ist aber das Fliegen in der Luft ein wesentlicher Bestandtheil in der Darstellung des Toldot,[3] so daß bei oberflächlicher Lectüre der Luftflug geradezu als aus dem Toldot stammend ausgegeben werden kann. Auch außerdem berührt sich in Ben-Sira Vieles mit dem Toldot, so besonders die Fabel von der eigenthümlichen Geburt des Ben-Sira, dessen Geburt mit derjenigen von Jesus einige Analogien aufweist. Es ist keine ungewöhnliche Erscheinung, daß christliche Autoren fast die ganze jüdische Literatur in den Begriff „Talmud" hineinbeziehen; in dieser Beziehung steht bei Victor Hugo das Toldot gewiß auf einer Stufe mit dem Talmud. Nun fügt es sich gut, daß in diesem Ben-Sira sich thatsächlich der Name Domeneddio findet,[4] das ist der Engel, der zwischen den Ehegatten den Frieden stiftet, und zu welchem jetzt Adam, als die Lilith von ihm davon fliegt, seine Zuflucht nimmt. In Domeneddio hätten wir wenigstens die eine Hälfte des bei Victor Hugo befindlichen Namens Eddon-Azir; freilich ist die Uebereinstimmung nicht total.

Der Name Domeneddio ist nicht durchsichtig; mann könnte in dem ersten Bestandtheil allerdings das Wort Domen = lateinisch Dominus sehen, und thatsächlich kommt ein solcher Name vor (Schwab, Vocab. de l'Angelologie, Paris 1897, p 105); allein damit ist wenig gewonnen, da die Zusammensetzung des Wortes damit noch nicht aufgeklärt ist. Eine Zusammensetzung ist es wohl, denn auch Victor Hugo hat das zusammengesetzte Wort Eddon-Azir. In Eddon wäre man versucht, das hebräische ארין zu sehen, neben welchem Azir etwa אדיר sein könnte.[5] Cf. אדירירון אדיריה אדיריאל אדיר bei Schwab l. c. p. 42. Es findet sich hierbei eine kleine Unrichtigkeit bei Schwab, die ich um so lieber verbessere, als ich dadurch näher zum Ziele geführt werde. Der Gottesname אדירירון findet sich nämlich ziemlich häufig, und schon Zunz hat es aus mehreren Quellen belegt.[6] Nun schreibt aber Schwab, daß Zunz, le cite sans l'expliquer. Das ist nicht genau, denn Zunz erklärt das Worl ganz richtig so, daß hier und noch in elf Namen ־ירון eine Bildungssilbe ist, und das ist richtiger, als die Erklärung von M.

---

1) Bei Buxtorf f. 1141; Ben-Sira ed. Steinschneider, Berlin 1858, p. 23.

2) אמרה שם המפורש ופרחה באויר העולם

3) Siehe meine Bemerkung in R. d. E. J. XI,LI 1901, 33.

4) Rinonapoli. Il mito di Lilith, p 7. Ich selbst habe es in keinem Texte gefunden.

5) Merkwürdiger Weise werden in dem lateinischen Berichte des Talmudprocesses in Paris sämmtliche Worte mit ר lat. mit z geschrieben, siehe R: E. J. I, 260.

6) Zunz. Die synagogale Poesie des Mittelalters, p. 147 und 475 (175 bei Schwab ist ein Druckfehler Auch die Verweisung auf Jellinek, Bet-ha-Midrasch, v, 107 muß ein Fehler sein.

Schwab, der in רון den Begriff, chant (von רנן) sieht. Zunz citirt noch aus Zohar (col. 280) אדיריהון ארני', läßt man ירון־ als ziemlich sinnlos weg, so bleibt אדיר ארני', und das scheint der Name zu sein, der sich bei Victor Hugo als Eddon-Azir findet; irgend ein Christ, natürlich lange vor Victor Hugo, wird die beiden Worte in lateinischer Reihenfolge, von links nach rechts, gelesen haben, und das ergiebt mit einer leichten Aenderung Eddon Azir. Auf Kleinigkeiten, daß אדיר dageschirt ist und ארון nicht, kommt es hier nicht an. Der Name Domen-eddio in Ben Sira scheint mir derselbe Name zu sein, den Domen ist auf lateiinisch dasselbe, was eddio = ארון auf hebräisch. Der Engel, der nach Victor Hugo die Lilith greifen wollte, heißt also Eddin-Azir, das ist ארון + אדיר, und es ist dieser, der auch in Ben-Sira die Lilith greifen will, nun hatte Victor Hugo die Vorstelluug, daß Toldot ein Sammel-Begriff für verschiedene literarische Erzeugnisse des Judenthums ist.

Wie kommt aber dieser Engel dazu, ein Begleiter Jesu zu sein? Ich glaube, daß hier die christliche Typik hineingespielt. Der erste Mensch (אדם קדמון), der in der jüdischen Mystik so große Bedeutung hat, ist auch für die christliche Typik von symbolischer Bedeutung, denn der erste Mensch, aus der jungfräulichen Erde geschaffen, soll ja der Typus von Jesu sein. Der Engel, der mystisch ein Begleiter Adams ist, ist typisch ein Begleiter und Schüler Jesu. Freilich kann ich auf die Quelle, in der diese Vorstellung ausgesprochen ist, nicht hinweisen, und so fehlt mir der stricte Beweis, daß Victor Hugo in der That so gedacht hat, aber ich begnüge mich, den Gedanken als möglich hingestellt zu haben.

Eine Zeit lang hatte ich gedacht, daß das Namen-Paar Eddon-Azir mit עזא + עזאאל identisch ist.[1]) Bekanntlich sind Azza und Azzael die beiden „gefallenen" Engel. Aus dem Zohar, wo sie zum Schlusse der Perikope Bereschit erwähnt werden,[2]) können sie leicht auch in christlichen Kreisen bekannt gewesen sein, und sie waren in der That in der christlichen Mystik bekannt.[3]) Von diesen Engeln heißt es in Bezug auf Lilith, daß sie ihr nachirrten (טעו בתרה), und auch Victor Hugo läßt Eddon-Azir der Lilith nachlaufen. Doch irgend eine Ideen-Association wird aus Azza-Azzael, zwei Namen, die nie von einander getrennt werden, der mehr europäisch klingende Name Eddon-Azir geworden sein; es ist möglich, daß Victor Hugo selber den Namen gemacht, und zwar einfach infolge der Ungenauigkeit, die in solchen Dingen die Dichter sich erlauben. Ich gestehe aber, daß mich diese Erklärung noch weniger befriedigt, als die von ארון + אדיר.

Wie dem aber auch sei, wir sehen in dem zuletzt behandelten Passus des Dichters, daß er das berüchtigte Werkchen vom Leben Jesu einfach Toldos nennt, ohne Beisetzung von Jeschu. So mit halbem Titel spricht man von

---

1) Für עזא kommt hie und da auch עוזא vor, für עזאאל auch עזאל.

2) Zohar ed. Livorno p. 55a.

3 Das Sepher-Ben-Sira ist auch französisch vorhanden: Les sentences de Ben-Sira, neveu de Jeremie le Prophete, traduites de chaldee et commentees par Barthelemy du Poix, Angers 1579 in 16°. Es ist verzeichnet bei Migne Apocryphes I, LXIX.

einem Werke nur dann, wenn man dasselbe vielfach im Munde führt oder wenn man sich mit demselben sehr oft beschäftigt. Daraus folgt die interessante Wahrnehmung, daß sich der große französische Dichter entweder infolge seiner auf das orientalische und religiöse Wesen gerichteten Lectüre oder infolge des Umganges mit Leuten von Fach vielfach mit einem Werke beschäftigte, das zwar für das Judenthum werthlos, dennoch aber ein ureigenes jüdisches Werk ist.

Noch ist ein Wort über die eigenthümliche Form Jeschut zu sagen. Ich kann mich nicht rühmen, die französische theologische Literatur zu kennen, so daß ich nicht weiß, ob diese Form im Französischen gebräuchlich ist; wahrscheinlich ist das nicht, denn die von Natur sich ergebende Form ist Jeschu. Nur diese Form ist mir bekannt. Victor Hugo muß sich da eine eigene Orthographie geschaffen haben. entweder aus Irrthum, weil es ihm so vorschwebte, als ob er es irgendwo gelesen hätte, oder aber er glaubte es im Sinne der französischen Sprachgesetze so thun zu müssen.

Abhängigkeit von theologischen Werken [1]) möchte ich überhaupt nicht annehmen, ein eminent dichterischer Geist, wie Victor Hugo es war, wird naturgemäß von dichterischen Werken beeinflußt, ein Romantiker speciell von Werken des Mittelalters. Nun fügt es sich gut, daß gerade in Frankreich die sogenannten geistlichen Schauspiele ungemein verbreitet waren; M. Sepet hat darüber Licht verbreitet (Les prophetes du Christ, etude sur les origines du theatre au moyen age. Bibliotheque de l'ecole des chartes, 1867) In diesen geistlichen Schauspielen werden sehr oft zwischen Kirche und Synagoge, als zwei Frauen personificirt, heiße Disputationen ausgefochten, worin es sich natürlich auch um die Messianität Jesu handelt, wie es auch im Toldot geschieht. Ein Schauspiel dieser Art, welches jedoch aus Deutschland, und zwar aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammt, [2]) enthält die Polemik zwischen Kirche und Synagoge, wobei man dem Rabbi den Talmut bringt, dessen Inhalt er vertheidigen muß. Daneben werden allerlei phantastische Fragen verhandelt, unter Anderen auch das Verhältniß Adams zu Lili, [3]) das ist Lilith. Da hätten wir den ganzen Kreis derjenigen Judaica, die wir bei Victor Hugo gefunden haben, beisammen; vor Allem die Disputation, dann den Talmud mit seinen Aussagen über Jesus, infolge dessen nach dem Gesetze der Ideen-Association sogleich das Toldot in den Sinn kommt, ferner den streitenden Rabbi und endlich auch den poetischen Stoff des Verhältnisses Adams zu Lilith. Victor Hugo mag unter dem Einfluß solcher geistlicher Spiele gestanden haben, als er in dichterischer Form jene mittelalterlichen Disputationen und und Gespenster in seinen Gedankenkreis zog.

---

[1]) Das Buch **De tribus impostoribus** mag ihm nur als Curiosum vorgeschwebt haben.

[2]) Ein Vastnachtsspiel, die Alt und Neve Ee, von Ueberwindung der Juden in ir Talmut; siehe P. Weber, Geistliches Schauspiel, Stuttgart 1894, S. 78.

[3]) So, Lilie, schreibt auch Bayle l. c. neben Lilith.

Bisman Korif's Notizbuch.

(S. H. S.)

Ein armer Sünder ist doch noch viel besser daran wie so ein karger Heiliger. Er kann jederzeit, wenn er nur will, sein Unheil in Heil umsetzen. Der karge Frömmling aber, der bleibt einfach bei seinem kärglichen Seelenvermögen und Gemüthskapital. Da nimmt ihm Keiner was davon und giebt ihm Keiner was dazu!

Moritz Loth, der Veteran-Pathe des „Amerikanisch-jüdischen Gemeinde-Verbandes (Union of A. H. Congregations) ist noch immer von seinem unermüdlichen Eifer für unsere heilige Sache und von dem echten Genius der wahren Thatkraft beseelt. Er tritt mit mannhafter Ehr und Wehr in die Bresche für den noch immer lückenhaften Isaac M. Wise-Fond. Wenn er Bisman Korif's bescheidenes Nest heimsucht, soll's durchaus das Gegentheil von einer Heimsuchung sein. Ich will ihn mit offenen Armen und offenen Händen empfangen!

Von oben herab donnert der brilliante amerikanische Epigone: "To do, To do, To do!" Von unten herauf flüstert es aus dem deutschen Grabe: „Thu' Du, Thu' Du, Thu' Du!"

In Zangwill's Hirnkasten spiegeln sich alle Anti-Zionisten als „Affen, Füchse und Esel" ab. Diese photographische Dunkelkammer ist schon so recht eigentlich vom Katzenjammer besessen. Das reine „graue Elend!"

Fast alle Söhne sehr berühmter Väter
Kommen zu Verstand um so viel später!

Rabbi Louis Großmann zählt Dorothea Veit-Schlegel zu den Müttern in Israel. Als Tochter Israel's lassen wir sie schon gerne gelten. Aber als Mutter?! — Wie schrieb ihr unsterblicher Vater? — „Stimmen werden gewogen und nicht gezählt." Da war Levin-Varnhagen doch viel weniger vom Dusel der romantischen Flegeljahre berührt, und frei von jeder „christelnden" Ueberspanntheit!

Tempora mutantur.

Junge Frau (schmollend): „Siehst Du, als Du mir Deine Liebe gestandest, sagtest Du, Du würdest mich auf den Händen tragen, und jetzt . . ."

Er: „Aber, meine Liebe, seit unserer Verlobung hast Du mindestens zehn Pfund zugenommen."

Mittheilungen aus dem Publikum.

Aus einem Briefe des Herrn David Stolz in Syracuse, N. Y., an seinen Sohn, Herrn Rabbiner Dr. Stolz in Chicago.

Du kannst Dir nicht denken, mit welchem Interesse ich das „Erlebtes und Erzähltes“ in der Deborah lese. Ich fühle mich so jung dabei als zur Zeit, wo ich dort in Arbeit stand. Ich habe in Mißlitz vier Monate gearbeitet und habe den Rabbiner *) predigen hören. Er hatte alle zwei Wochen einmal gepredigt, und da durfte niemand ein- oder ausgehen, damit der Rabbiner nicht gestört würde. Er hatte eine schwache Stimme. Ich habe auch in Eibenschitz fünf Monate gearbeitet zur Zeit als die neue Schul' dort gebaut wurde; es wurde noch in der alten Schul' „gedawent.“ Ich habe den Rabbiner **) einige Mal sogen hören; er hat jüdisch gesprochen und sehr witzreich. Es wurde oftmal sehr laut gelacht und er wurde gelobt: „Der Rebbe hat heute gut gesogt.“ Die Schul' war immer voll. In Nikolsburg habe ich zwei Jahre gearbeitet. Was Dr. Deutsch über Dr. Hirsch †) berichtet, ist nicht alles übereinstimmend. Was die alten „Lamdonim“ von ihm dachten, das kam nicht in die Oeffentlichkeit. Was der Lehrer Fröschel Dr. Deutsch erzählte, glaube ich nicht. Ich habe alle die Lehrer, die damals unterrichteten, gekannt: Fröschel, Markbreit, Deutsch und Reis. Alle haben dort arbeiten lassen, wo ich in Arbeit stand. Das ist schon länger als fünfzig Jahre.

---

*) Dieser war wohl kaum der Seite 5 genannte Jesaias Benedikt, sondern wahrscheinlich der mir noch bekannte Ascher Lamberg, gestorben als alter Mann um 1877.

**) Bär Oppenheim, Seite 7.

†) Seite 38. Wir sind alle irrende Menschen, aber ich erinnere mich der Worte des braven Maier Fröschel, gestorben am 30. September 1875, sehr genau. Ich wohnte in seinem Hause 1870–71, und er erzählte gerne besonders von Salomon Quetsch, der sein Lehrer gewesen war. Das Gespräch lenkte sich häufig auf Salomon Quetsch, da dessen Wittwe, die Seite 38 erwähnte Rebbezin Rochel, unsere Nachbarin war, und Fröschel ihre Schreibgeschäfte, zum Beispiel das Schreiben der Adressen, besorgte. Ich erinnere mich sogar des Anlasses. Zur „Altschul“ in Nikolsburg führen einige Stufen. Hirsch vermied sie offenbar in Rücksicht auf das Gebot (2 Buch Moses' 20, 26) und ging lieber die steile Böschung hinauf. Quetsch, der natürlich von pietistischen Anwandlungen dieser Art nichts wissen wollte, sprach verächtlich von dem „teitschen Chossid.“ Wie wenig Hirsch von den Talmudigten in Mähren geachtet wurde, geht übrigens aus einer Pariser Correspondenz in der „Allgemeine Zeitung des Judenthums“ 1861 hervor, die offenbar von einem ehemaligen Nikolsburger Bachur herrührt.

A.: „Meine Tochter studiert — in einem Jahre hat sie ihren Doctor!“
B.: „Meine Tochter studiert nicht, aber ihren Doktor hat sie schon lange!“

Arzt: „Wie, sind Sie noch am Leben? Nun, das freut mich aber! Als ich Ihnen gestern Abend die Medizin verschrieb, glaubte ich, daß Sie keine drei Stunden mehr leben würden.“

Patient: „Ja, ich habe die Medizin auch nicht genommen, Herr Doktor!“

Unlösbare Fesseln.

Eine Erzählung von Gotthard Deutsch.

(Fortsetzung.)

„Ich habe mich niemals mit Achronim abgegeben," erwiderte Marderpelz, indem er den Kopf stolz zurückwarf.

„Ich gerade auch nicht," fuhr Max ruhig fort, „aber deswegen hat mir das doch ein wenig imponirt und noch mehr, als er eine sehr interessante, auf den Fall bezügliche Entscheidung citirte, die sich in dem Nediw Lew findet. Kennen Sie dieses Sepher, Herr Marderpelz?"

Der Angeredete schloß die Augen, öffnete sie wieder ein wenig, brachte einige gurrende Laute hervor, zählte etwas an den Fingern ab, dann sagte er endlich zögernd: „Ich kann mich nicht besinnen, vielleicht habe ich es einmal gesehen und habe es vergessen."

„Dann haben Sie wohl auch nicht von Chaim David Chasan gehört?" fragte Max weiter.

„Ae so!" begann Marderpelz mit neugewonnenem Muthe. „Ich kann mich schon erinnern. Das ist so ein kleines Kumpandium für Schächter. Ich habe es einmal in der Hand gehabt, aber ich habe nicht einmal hineingesehen. Ich habe nur aus dem Jore Deah gelernt." Dabei drückte er seinen Kneifer wieder siegesbewußt auf die Nase.

Max lachte. „Diesmal hat Sie Ihr Gedächtniß getäuscht," sagte er. „Chaim David Chasan war Oberrabbiner von Jerusalem und man hat ihn wegen seiner großen Gelehrsamkeit mit Anspielung auf seinen Namen Chad bedoro genannt. Er war der Sohn des berühmten Rabbiners Josef Chasan, der ebenfalls in Jerusalem Oberrabbiner war und viele berühmte Werke verfaßt hat. Das Buch Nediw Lew ist eine Sammlung von rabbinischen Entscheidungen und ist in Saloniki im Jahre 1862 gedruckt worden. Ich merke, daß Sie von der neueren Literatur nicht viel halten, aber wenn man sich schon auf den Rabbiner von Jerusalem nicht mehr verlassen darf, Herr, wer soll dann gelten? Ich muß sagen, daß es mir außerordentlich imponirt hätte, wenn Sie mir gesagt hätten, ich kenne das Werk und ich kenne die Stelle. Die Entscheidung lautet so und so."

„Ae Nekome an Dir, Jisroel Hirsch!" rief der Alte triumphirend, indem er die rechte Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger auf und nieder bewegte. „Ae Nekome an Dir! Ein andermal folg' Du unsere Chachomin, die gesagt haben: Was man nicht gehört hat, soll man nicht vorgeben zu wissen."

Marderpelz war einigermaßen betroffen, doch gewann er bald seine Fassung wieder. „Der, wie heißt er, der Prediger,— Sie müssen entschuldigen, bei mir heißen das keine Rabbiner — der Steinbach, hat viel Geld, kann er sich Bücher einkaufen, und zu thun hat er auch nichts, blättert er darin herum, aber so eingehen in ein Gedanken, auffassen kann er nicht. Ich habe ihm einmal, wie wir bei einer Sude zusammen waren, gesagt: — ich werde Ihnen das auch sagen, Sie werden es können gebrauchen — die

Gemore sagt: Als Daniel die Vusion sah, haben die Begleiter, die mit ihm waren, nichts gesehen, aber ein großer Schrecken befiel sie. Nun fragt doch die Gemore: Wenn sie nichts gesehen haben, warum so ein Schrecken, was man heißt, Sie wissen doch, Sie haben doch lateinisch gelernt, ein punischer Schrecken?"

Max lachte. „Wir haben auf dem Gymnasium „panischer Schrecken" gelernt."

Marderpelz ließ sich nicht beirren. „Darauf sagt die Gemore: „Sie selber haben nicht gesehen, aber ihr Masel, ihr Stern hat gesehen. Nu, wie heißt? Das hat doch keinen Sinn. Masel hat ja gesehen, sie haben nicht gesehen. Sag' ich: Masel, das kommt von Nosal fließen, das, was fließt, das ist, was sich durch den ganzen Körper erstreckt, also das Nervensystom, das heißt, sie haben wohl die Vusion nicht gesehen, aber das Nervensystom hat es gefühlt. Wie ich ihm das gesagt habe, hat er mit dem Kopf genickt und gelächelt, aber nicht ein Wort gesagt."

„Wissen Sie warum?" bemerkte Max trocken. „Er hat ein sehr gutes Gedächtniß und er wird wohl gewußt haben, daß dieser, nehmen Sie mir's nicht übel, dumme Witz von Aron Chorin stammt, der ihn in dem Iggereth Elassaph, in demselben Werkchen, in welchem er beweisen will, daß man barhaupt beten darf, abgedruckt hat."

Marderpelz wurde sichtlich verlegen. „Ich hab' das in meinem Leben nicht gesehen, ich möchte es nicht mit dem Fuß' wegstoßen, wenn es da vor mir auf dem Boden liegen würde, ich will nicht sagen, aufheben."

Der alte David Löb wurde aber diesmal ehrlich zornig. „Was?" schrie er auf. „Von dem Apikoireß sagst Du Thora. Der Fischlechrow! Der hat gesagt, man soll ä Gorgel in Schul' hineinstellen. Die Gorgel hätt' man ihm sollen abschneiden. Ae Kappore soll er noch werden auf jener Welt! Ausgelöscht soll sein Name werden!"

Er hatte so laut gesprochen, daß seine Frau trotz ihrer Schwerhörigkeit aus der Küche gerannt kam, um zu wissen, was es gebe. Glücklicherweise wurde die Kontroverse durch den Eintritt eines bäuerlichen Ehepaares unterbrochen. Bei dessen Eintritte vergaß der Alte seinen heiligen Zorn, sprang mit einer jugendlichen Elastizität von seinem Stuhle auf und ging in den Laden.

„Schön' Willkumm', Vetter Wachler, was bring's denn heut' Gutes?" rief er dem Besucher entgegen.

„A paar Stiefeln wollen wir kaufen, Vetter David," antwortete die Frau.

„Ich kann Euch Stiefeln verkaufen, so gut und so billig, wie Ihr sie nirgends anders kriegt. Setzt Euch nieder, daß Ihr sie anprobieren könnt."

Damit schob er dem Käufer einen Holzstuhl zurecht und suchte von dem Brette, auf welchem die Stiefel standen, ein Paar heraus. Inzwischen setzten Max und Marderpelz ihre Diskussion fort. Der Letztere konnte es nicht verwinden, daß seine geistreiche Auslegung einer talmudischen Stelle in einem so ketzerischen Werke sich finden sollte. Mit dem Tone beleidigter Unschuld sagte er:

„Ich habe das Sepherl, was Sie da sagen, nie gesehen und will es nicht sehen, aber ich kann mir gar nicht vorstellen, daß der Apikoireß soll etwas gesagt haben, wo Verstand darin steckt. Er hat doch nichts gekennt, hä."

Max machte die Geschichte Spaß. Er setzte die gleichgiltigste Miene von der Welt auf und sagte so vor sich hin: „Ich will mich nicht zum Richter aufwerfen, aber sicher ist es, daß der Mann gut hebräisch geschrieben hat. Dann hatte er doch von einem Rabbiner der alten Schule Autorisation erhalten, und ferner muß ich sagen, was ich von ihm gelesen habe, zeigt Belesenheit und gesundes Urtheil."

„Zum Beispiel?" rief Marderpelz mit scharfer Betonung jeder Silbe und warf den Kopf herausfordernd nach rückwärts.

„Die Stiefel sind ein wenig zu eng an der Ferse, Vetter David," meinte der Bauer.

„Was fällt Euch ein, Vetter Wachler?" erwiderte der Alte. „Alle neue Stiefel müssen knapp sein. Die richten sich nach'n Fuß. Wenn Ihr einmal darauf geht, dann werden sie so kommod sein wie Pantoffel. Ihr wer't sie gar nicht spüren."

„Zum Beispiel sein Argument für das Abnehmen der Kopfbedeckung beim Gottesdienste ist ganz unerschütterlich," begann Max."

„Was sagst Du da?" schrie der Alte. „Vorhappedig soll man oren?" — „Geht nur einmal durch den Gewölb, Vetter Wachler," setzte er wieder im ruhigsten Tone fort, „und Ihr werdet sehen, sie sitzen Euch, wie wenn sie nach Maß gemacht wären."

„Ich will nicht sagen, daß er Recht hat, das heißt, daß man es thun soll," sagte Max im Tone erschreckter Unschuld, aus welchem ein guter Beobachter einen leisen Anflug von Ironie heraushören konnte. „Ich meine nur vom theoretischen Standpunkte, so wie der Talmud Jeruschalmi einmal sagt: Derlei Dinge sind nur für theoretische Besprechung, aber sie als Gesetz zu bahandeln, ist verboten."

Der Alte nickte zustimmend. Dann sagte er zu seinem Kunden gewendet: „Nehmt Euch die Stiefeln, Vetter Wachler, so ein Leder kriegt man nicht alle Tage, echte Juchten."

„Die sind zu schwer für'n Sommer," fiel die Bäuerin ein.

„Ihr wollt doch kein' Tanzschuh' haben, Wachlerin," fuhr der Alte eifrig fort. „Mit die Stiefel kann er ein' ganzen Tag in Wasser stehen, die sind gar nicht umzubringen." Dabei hörte er auf Max hin, der fortfuhr:

„Der Midrasch sagt: Wenn der Befehl eines Königs vorgelesen wird, muß Alles aufstehen und das Haupt entblößen. Gott aber ist nicht ein König von Fleisch und Blut. Er hat uns nicht geboten in die Berge zu gehen, um Antilopen und Hirsche zu jagen, um sie zum Opfer zu bringen, sondern hat sich mit Hausthieren begnügt. Ebensowenig verlangt er von uns, wenn das Schema, sein Befehl, verlesen wird, aufzustehen und das Haupt zu entblößen. Daraus folgert nun Chorin, wie mir scheint mit Recht, daß das Bedeckthalten des Hauptes nur eine Sitte, aber kein Gebot sei."

„Was die Stiefel kosten, Vetter Wachler?" sagte der Alte. „Ich werd' Euch den genauesten Preis machen. Da geht kein Kreuzer ab.

Sieben Gulden kosten sie, nur für Euch. Jeder Andere müßt' fünfzig Kreuzer mehr geben."

„Meyerleben, das ist ä großer To-uß," setzte er hinzu, ohne die Antwort des Kunden abzuwarten —"

„Ich weiß noch nicht, ob der Medresch wirklich vorhanden ist," fiel Marderpelz ein, wobei er wieder die Silben so betonte, als wollte er sie zählen.

„Du, red' nicht so viel!" rief der Alte ärgerlich· „Wenn man nichts weiß, schweigt man, und einem Anderen fällt man nicht in's Wort. Das thut höchstens ä Goilem, wie es im Perek geschrieben steht. Der Medresch steht und ich weiß mich noch zu erinnern, — ich war damals noch ä Jüngel — wie mein Rebbe uns von der Sache erzählt hat, und da hat er bewiesen, daß der Acher — warum? Das ist er gewes'n ein Abtrünniger, und die Anfangsbuchstaben von Aron Chorin, Rabbiner, machen zusammen Acher — ein Amhorez war. Steht nicht im Medresch, Gott hat nicht verlangt von uns Wild zum Opfer zu bringen? Nun ist es aber verboten, Wild zu opfern und so ist es auch mit dem bedeckten Haupte. Gott hat nicht verlangt, daß wir unser Haupt entblößen sollen, das heißt, er hat es verboten. Nu, wer hat Recht?"

„Wenn man das so auffaßt," sagte Max vorsichtig.

„Fünf Gulden werden wir Euch geben, Vetter David," sagte die Bäuerin.

„Für fünf Gulden habe ich keine Stiefeln," sagte David Löb im Tone gekränkter Ehre, und machte eine Miene, die Waare wieder an ihren Ort zu bringen. Dann wandte er sich an seinen Neffen und sagte: Wie heißt, wenn man es so auffaßt. Wie denn kann man es auffassen? Darf man Hirschen als Opfer bringen? Mußt Du doch sagen: nein. So darf man auch nicht ohne Kopfbedeckung ein Gebet sprechen. Nu!"

„Es sind doch aber noch andere Stellen vorhanden," begann Max. So wird doch ein Segensspruch vorgeschrieben, den man sagen soll, wenn man das Haupt mit dem Turban bedeckt. Demnach müßte man doch den Segen unbedeckten Hauptes sprechen."

„Sagt Euer letztes Wort, Vetter David, ehe wir zum Fischel gehen," begann die Bäuerin. Was sollen die Stiefel kosten?"

„Ihr sollt ein andermal wiederkommen," erwiederte der Alte. „So laß' ich Euch sie, für was sie mich selber kosten. Sechs Gulden, fünfundsiebezig, aber das sage ich Euch gleich, nicht ä Kreuzer weniger, das ist mein letztes Wort."

„Meyer, Du irrst Dich," wandte er sich wieder an den Neffen. „Man hat damals auch getragen eine Nachtmütze oder ä Schlappel" — dabei rückte er an seinem Sammetkäppchen —, unter dem Hut, und da hat man so Broche gemacht."

„Wer'n mer's halbiren, Vetter David," begann der Bauer wieder. „Sechs Gulden will ich Euch geben."

David Löb nahm wieder die Stiefel mit entrüsteter Miene und wollte sie auf das Brett stellen. „Geht's in Gott's Namen, Vetter Wachler," sagte er. „Wenn ich schon nichts verdienen thu', verlieren mein Geld, das

kann ich nicht. Ich kann ja nicht einbrechen gehen. Nein, da dazu bin ich schon zu alt."

Bele, die merkte, daß die Verhandlungen in ein kritisches Stadium getreten waren, mischte sich jetzt ein.

„Was will er naßne!" fragte sie ihren Gatten.

„Wow."

„Laß' er sie lekechene," erwiderte er sie.

„Wie heißt? Meschugge! oßer! sagte der Gatte. Dann wandte er sich wieder an den Neffen. „Ich werd' Dir etwas sagen. Das habe ich gehört nachsagen noch vom Haphloo, der war der Rebbe von meinem Rebbe. Man muß sich immer bemühen, einen Widerspruch auf irgend eine Art zu erklären. Man darf nicht sagen: Das geht nicht oder das ist nicht wahr. Wenn eine Sache gegen das Gesetz ist, kann es nicht richtig sein."

„Die heutige Gelehrte," mischte sich Marderpelz wieder ein, „was den Talmud lesen, lernen thut man doch nichts mehr, thun sich nicht den Kopf anstrengen, sie wollen doch nur herausbringen, daß man nichts braucht zu halten."

„Wollts die sechs Gulden nicht nehmen, Vetter David!" begann der Bauer wieder.

„Gebts mir noch fünfzig Kreuzer, ich will auf Schaden verkaufen, nur damit's wieder kummts," war die Antwort.

Der Bauer wandte sich mit stummer Frage an seine Gattin. Diese aber faßte ihn am Arme und sagte: „Gehn mer!" Dabei griff sie nach der Thürklinke. David Löb ließ sie ruhig gewähren, obwohl seine Frau schrie: „Laß' er sie lekechene. Kleiner Rewach ist als besser wie gar keiner." Die Bäuerin war schon auf der Straße und ihr Gatte machte Miene, ihr zu folgen. Als er einen Fuß vor der Thüre hatte, rief David Löb: „Macht's keine Dummheiten! Kommt's herein! Gebt's mir noch fünfundzwanzig Kreuzer und nehmt's Euch sie."

„Sechs Gulden, nicht ein' Pfennig mehr, sonst gehn wir zum Fischel," sagte die Bäuerin.

„Nu, was soll ich thun?" rief der Alte resignirt. „Ich werd' heut' auf Schaden verkaufen, weil mer Feiertäg haben und ich brauch' Geld. Aber solche Stiefel kriegt's nimmer wieder."

Die Bäuerin nahm das Geld aus dem doppelt geschlungenen Knoten ihres Taschentuches und entfernte sich mit dem Wunsche: „Vergnügte Feiertäg, Vetter David, und wenn's Eier brauchts, Basel Bele, sagt's mir's, ich bring's Euch am Sonntag."

Der Alte legte die zerknitterte Banknote in eine altersschwache Brieftasche und sagte zu seinem Schwiegersohne und seinem Neffen: „Gott, gelobt sei er, läßt doch immer ein Bißl Man regnen. Auf den Massematten hab' ich nicht mehr gerechnet."

„Wie soll ich das verstehen!" sagte Max mit künstlich gemachtem Erstaunen. „Ich dachte, Sie hätten bei dem Geschäfte noch fünfundsiebzig Kreuzer Schaden."

„Bist Du so ein Heutiger und kommst von Amerika?“ sagte der Alte erstaunt. „Kann ich auf Schaden verkaufen? Wovon soll ich denn leben? vielleicht von dem Gelde, das ich zusetze? Wie heißt?

„Nun, bei einem Anderen hätte ich mich nicht gewundert,“ erwiederte Max mit derselben erheuchelten Naivetät, „aber bei Ihnen, Vetter Reb David Löb, hätte ich nicht vermuthet, daß Sie auf diese Weise Ihr Geschäft betreiben.“

„Es steht doch geschrieben: Man darf auch die Wahrheit ein wenig verändern um des Friedens willen,“ erwiederte der Alte etwas kleinlaut.

„Darauf habe ich zwei Antworten,“ erwiederte Max. „Erstens sagt das Sepher Chassidim, daß sich das nur auf die Vergangenheit bezieht —“

„Nun, ich hab' doch auch gesagt, daß mich die Stiefel soviel gekostet haben. Das ist doch auch Vergangenheit,“ unterbrach der alte Vetter.

„Ich bin ja noch nicht fertig, Vetter Reb David Löb,“ begann Max wieder. „Dann sagt der Chassam Sopher, er wünschte, daß dieses Wort nicht im Talmud zu finden wäre.“

„So etwas kann der Chassam Sopher nicht gesagt haben,“ rief Marderpelz sehr emphatisch, preßte dabei seine Lippen zusammen und schüttelte energisch seinen Kopf.

„Du red'st schon wieder,“ grollte der Alte, „wie wenn Du die ganze Thora im kleinen Finger hättest. Wenn Meyer es sagt, hat er es gewiß gesehen. Die Thora ist nicht für Engel gegeben geworden. Das steht auch geschrieben. Wir sind eben Menschen und leben unter Menschen. Recht ist es nicht, aber was will man thun? Man muß doch leben! Und so ein Bauer hat gar kein Gefühl. Er denkt gar nicht daran, daß ich leben muß und Steuer zahlen. Er meint, was er hergiebt, ist gestohlen, und wer nicht ackert, ist ein Tagedieb. Wir leben in einer schlechten Welt.“

„Und wie wäre es,“ bemerkte Max, „wenn jemand sagte: Wir leben in einer schlechten Welt, ich kann nicht Schabbes halten und bin gezwungen, trephe zu essen?“

„Das ist etwas ganz Anderes,“ begann der Vetter, jedes Wort langsam abmessend. Er wollte offenbar in einer Auseinandersetzung darthun, warum das eine Gebot eher übertreten werden dürfe als das andere, aber er konnte den logischen Grund nicht gleich finden. Zum Glücke kam Mendel ihm zu Hilfe, indem er von der Treppe herunterrief, ob es nicht Zeit sei, den Laden zu sperren.

„Lassen wir das auf später, Meyer,“ sagte er heiter. „Wir haben ja zwei Tage Jontew“ und, zu seinem Sohne gewendet fügte er hinzu: „Ja, Du kannst zusperren. Such' noch ein Machsor heraus für unseren Oirech. Hast Du kein' Cylinderhut, Meyer? Nein? Macht auch nichts aus. Wir sind hier unter uns. Ich hab' nur gemeint, weil Du ein Row bist. Nun, wir wollen Jontew machen. In einer halben Stunde gehen wir in Schul'.“

12. Kapitel.

Die Feiertage.

Die Synagoge war ein mäßig großes Gebäude. Sie lag auf einem erhöhten Platze, zu dem einige ungleich hohe Stufen führten. Beim Eintritte in die Vorhalle, wo dem Eingange in die Synagoge gegenüber ein eingemauertes steinernes Waschbecken sich befand, ging man einige Stufen hinunter. Beim Eintritte in die Synagoge ging man wieder eine Stufe hinunter und befand sich in einem rechteckigen Raume mit gewölbter Decke, dessen rückwärtiger Theil von der Frauengallerie eingenommen wurde. In der Mitte befand sich das von einem eisernen Gitter begrenzte Almemor, zu welchem vier Stufen emporführten. Um dasselbe herum waren Bänke angebracht, vor denen die massiven Betpulte standen. Aehnliche Bänke waren den Wänden entlang angebracht und sonst auch liefen die Bänke quer durch das Gebäude. An der Ostwand befand sich die Bundeslade mit zwei Säulen aus Eichenholz verziert, und von der Decke hingen massive messingene Kandelaber. Einzelne zerbrochene Ständer, hie und da eine lose Steinplatte auf dem Boden und morsche Fensterrahmen gaben dem Ganzen ein Bild der Verlassenheit und Verwahrlosung, das durch die Kerzentropfen auf den Ständern, durch plumpe Flickarbeit an dem aus kostbarem Seidenstoffe hergestellten Vorhange vor der Bundeslade und endlich durch die spärlichen Besucher, deren etwa zwanzig in dem für hundertundfünfzig Menschen bestimmten Raume vorhanden waren, noch erhöht wurde.

David Löb hatte seinen Platz der Bundeslade gegenüber mit dem Rücken zum Almemor. Sein Neffe stand neben ihm und blätterte in dem Gebetbuche in Folio, welches auf dem Ständer vor ihm lag. Marderpelz saß rechts von der Bundeslade in seinem Festtagsanzuge, mit einem fast neuen Tallith umhüllt, den am oberen Rande eine Silberborte schmückte, während in der Mitte ein blauer Seidenstreifen aufgenäht war; auf dem Kopfe trug er sein Sammtkäppchen, während sein Cylinderhut auf dem Fenstergesims hinter ihm lag. Die übrigen Besucher waren so über das Gebäude vertheilt, daß der traurige Eindruck der Leere dadurch noch erhöht wurde.

Von Zeit zu Zeit winkte der Eine oder der Andere nach dem alten David Löb herüber, um ihm anzudeuten, daß er den Gottesdienst beginnen lassen solle, aber der Alte schüttelte stumm den Kopf. Die rabbinische Lehre bestimmt, daß vom zweiten Tage des Pessachfestes bis zum Schabuothfeste sieben volle Wochen verlaufen sollen, und an diesen sieben Wochen darf keine Minute fehlen. Endlich trat ein etwas ungeduldiger Besucher auf den Alten zu und sagte: „Es ist schon Nacht. Man könnte anfangen.“ Der Alte aber zog gelassen seine Uhr, that einen Blick darauf und sagte: „Noch sechs Minuten!“ Und dabei blieb es.

Endlich gab er das ersehnte Zeichen, und Marderpelz trat vor das Pult, das links von der Bundeslade am Fuße der Treppe angebracht war.

Max fühlte sich tief bewegt. Die schlichten traditionellen Weisen erfüllten ihn gleichzeitig mit Wehmuth und innerem Glücke. Man konnte durch sie das alte Judenthum mitempfinden. Was bedeutete es dem Juden des

David Löb war derselbe geblieben, der er vor dreiviertel Jahrhunderten gewesen war. Wie sein vom Vater ererbtes Folio=Machsor hatte er seine seit Generationen vererbten Anschauungen unverändert bewahrt. Was dauert, beweist Kraft, und Kraft zwingt uns Achtung ab.

Während Max seinen Gedanken nachhing, hörte er die demüthigen und zugleich triumphirenden Melodien, die zugleich innige Bitte und selbstbewußtes Gefühl der Erhörung ausdrücken. „Wenn wir uns niederlegen und wenn wir aufstehen, wollen wir sinnen über dein Gesetz und uns freuen der Worte deiner Lehre, denn sie sind unser Leben und die Verlängerung unserer Tage, und in ihnen wollen wir forschen Tag und Nacht. Auch du entziehe uns fürder nicht deine Liebe. Gepriesen seiest du, der liebt sein Volk Israel." Und nun der mächtige Triumphschrei Israels, „Schema Jisrael," der Glaube an den einig, einzigen Gott!

Max fühlte, daß er den ihm so abstoßend erschienenen Israel Hirsch umarmen könnte, als er ihn diese Gedanken interpretiren hörte. In ihm brauste der mächtige Strom jüdischer Geschichte. Er fühlte mit den Ahnen, die den Hohn der Griechenwelt, welche von der Höhe ihrer philosophischen Anschauung auf das kleine Barbarenvolk verächtlich herabsahen, mit ihrem Glauben an die Liebe ihres Gottes widerlegten, die der brutalen Gewalt der römischen Legionen ihr Vertrauen auf den Schutz des Gottes, der sie mit ewiger Liebe geliebt, entgegensetzten. Er konnte sich in den Geist der Rabbinen versetzen, die dem Liebeswerben der hellenisch gefärbten Juden, die das Gesetz als verhüllten Platonismus auffaßten, nur die ewige Liebe ihres Gottes entgegenhielten. Kein Idealmensch, kein zu einem Christus hellenisirter Messias konnte ihr Gesetz aufheben, denn der Gott, der sie ewig liebte, hatte ihnen ein ewiges Gesetz gegeben. Max dachte an die Kreuzzüge, an die Geißlerbrüder und alle die sozialen Revolutionen des Mittelalters, die die brutalen Leidenschaften der Massen gegen die wehrlosen Juden aufstachelten; er sah vor seinem geistigen Auge die geängstigten Massen von Greisen, Weibern und Kindern, wie sie im Schlosse eines barmherzigen Edelmannes oder in der verbarrikadirten Synagoge mit pochendem Herzen den Axtschlägen und dem wilden „Kyrie eleison" lauschend, ihren letzten Augenblick erwarteten. Unter diesen Gedanken konnte er verstehen, was er jetzt von dem sonst so unsympathischen Vetter hören konnte, der mit rührender Innigkeit das alte Nachtgebet vortrug. So wie er mit dem gläubigen Vertrauen eines Kindes betete: „Halte ferne von uns Feind, Seuche, Schwert und Kummer, berge uns in dem Schatten deiner Fittige;" so hatten wohl während des zweiten Kreuzzuges die in der Wolkenburg eingeschlossenen Flüchtlinge gebetet, so hatten die von Haus und Hof verjagten Wanderer auf freiem Felde, im Walde oder in der Scheune eines mitleidigen Bauern aus gepreßtem Herzen emporgeschrieen, so hatten sie wohl in dieser Synagoge seit Jahrhunderten gerufen, jedesmal, wenn ein neues Edikt kam, das ihre bürgerliche Existenz ruiniren oder den erregten Pöbel erinnern sollte, daß noch jemand vorhanden sei, an dem er, ohne viel zu riskieren, seine brutalen Instinkte kühlen konnte; wenn wieder einmal ein Verbot, mit Hopfen oder mit Lumpen Handel zu treiben, Branntweinschänken zu pachten, das Vieh auf die Gemeindeweide zu treiben,